

Spaziergänger zwischen den Welten

Doris Fleischmann

Obwohl sein Haus einsam auf einem Hügel stand, versehen mit Fenstern in alle Himmelsrichtungen, hatte er noch nie das Gefühl verspürt, hier frei und ohne Grenzen zu sein. Lediglich wenn er den Berg hinunterstieg und auf jene Menschen traf, die auf Lebenszeit Haus an Haus aneinander gekettet waren, konnte er erahnen, wie privilegiert sein Leben doch im Gegensatz zu ihrem war.

Ihre schäbigen Siedlungshäuser am Rand der Großstadt schienen alle Zeiten zu überdauern und dennoch beneideten ihn die Kleinhäusler um seinen Ausblick vom Hügel über die Ausläufer der Weinberge. Wie hätten sie auch wissen sollen, dass er diese Aussicht mied, so gut es ging, und es ihn jedes Mal Überwindung kostete, die Wäsche auf der Terrasse zum Trocknen aufzuhängen. Langsam bewegte er sich auf den grünen Wald zu, aus dem ein kleiner Bach sich den Weg in die Stadt bahnte. Ein wie mit Rötelfarbstift vorgezeichneter Sonnenuntergang kündigte sich an, diese Zeit am späten Nachmittag war ihm die liebste. Auf der Brücke über den Bach empfing ihn der Abendwind, der ihn über das Wasser in den windstillen Wald hinüber geleitete. Er konnte die Flechten und Moose riechen, den Modergeruch des herbstlichen Waldes. Das Glucksen des Baches wurde immer leiser. Als er sich kurz umdrehte, kam ihm beim Anblick der Kirchturmspitze der Gedanke, dass dieser Stadtteil wohl für immer ein Dorf bleiben würde.

Während er tiefer in den Wald hineinging, ergriff ihn eine Sehnsucht, alles hinter sich zu lassen, vor allem die Natur und jene fremdartigen Wesen, die ihn ihr lebten. Er empfand es als reine Wohltat, als der Autolärm von der nahen Bergstraße bis zu ihm in den dichten Wald vordrang und ihn eine fabelhafte Melodie aus Bremsgeräuschen und

wiederholtem Hupen umspielte. An einer Weggabelung nahm er auf einer alten Holzbank Platz und atmete die feucht schmeckende Waldluft ein.

Niemals hatte er am Land leben wollen! Schon als er in seinen Kindheitssommern die Großeltern besucht hatte, ja besuchen musste, weil das in seiner Familie seit jeher so Sitte gewesen war, hatte er am Ankunftstag bereits die Abreise herbeigesehnt, das Zurückkehren in die vertraute Stadtwohnung und in die gewohnte Umgebung. Er richtete sich auf, blieb aber noch sitzen. Mit solchen trüben Gedanken konnte er nicht weitergehen. Aber war es nicht ein gutes Zeichen, dass er die Siedlungshäuser heute so rasch hinter sich gebracht hatte? Er war von niemandem begrüßt oder in einer anderen Form aufgehalten worden, endlich schienen sie die von ihm gewünschte Distanz zu akzeptieren. Es war eigenartig, wie leicht er aus der Fassung zu bringen war, wenn ihn jemand unvermittelt ansprach. Und das, obwohl er seit Anbeginn jeden Augenkontakt und jede freundliche Miene vermieden hatte.

Er wollte etwas lesen, aber alles was er bei sich hatte, war ein Stück Papier, auf das er das Wort „Bedächtigkeit“ gekritzelt hatte.

Bedächtigkeit? Wann hatte er das niedergeschrieben? Was war der Anlass gewesen? Er war verwirrt und stand auf, um im Gehen seinen Kopf wieder frei zu bekommen. Am Horizont zeichnete sich bereits deutlich der Sonnenuntergang ab, er spürte, dass die Luft kälter wurde. Er sollte sich auf den Heimweg machen, bevor die Dunkelheit völlig einsetzte.

Als er zu Hause im Garten stand, wusste er nicht, wie er so schnell wieder heimgekommen war. Er konnte sich an keine Einzelheiten seines Wegs mehr erinnern, wobei das letzte Stück doch steil bergauf ging und er normalerweise immer außer Atem war, wenn er

endlich vor dem Haus angekommen war. Er spazierte im Garten langsam auf und ab, das Wort Bedächtigkeit ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Er bemerkte das hell erleuchtete Wohnzimmer und erinnerte sich, dass er das Licht für seine Rückkehr angelassen hatte.

Er setzte sich auf die kleine Bank vor dem Haus, streckte seine müden Beine aus und fühlte die Unebenheit des Bodens unter seinen Schuhen. Ein Lichtschein fiel aus dem Fenster auf die letzte Glockenblume des Sommers. Er konnte sich gut an jenen Tag erinnern, als die ersten grünen Triebe aus dem Boden geschossen waren und ihn zum Erstaunen gebracht hatten. Nun wohnte er schon seit einigen Jahren hier, seit seine Großmutter ihm damals das Haus vererbt hatte, aber er war kein Landmensch geworden. Im Gegenteil, er fühlte sich stets wie ein Fremdkörper, wie ein Eindringling, von dem Dankbarkeit erwartet wurde, weil er in diesem herrschaftlichen Haus leben durfte.

Er gab sich einen Ruck, stand auf und betrat das Haus. Wie immer misslang ihm das Aufschnüren der Schuhe, er kämpfte mit den widerspenstigen Knoten, die sich gegen ihn verschworen hatten. Er konnte das Wohnzimmer nicht mit schmutzigen Schuhen betreten. Das war in diesem Haus noch nie erlaubt gewesen und deshalb konnte er es sich selbst auch nicht erlauben.

Warum nur hatte seine Großmutter ihm dieses Haus am Stadtrand vererbt? Dieses abgehobene Traditionsbewusstsein hatte er noch nie verstehen können. Was hatte sie damit bezwecken wollen? Wie gerne würde er wieder in der Stadtwohnung sein, aber seine Eltern machten keinerlei Anstalten, das Feld zu räumen, auch an einem Tausch schienen sie nicht interessiert zu sein.

Als er erwachte, lag er auf dem Bett, das Testament seiner Großmutter in Händen, und sah verblüfft auf den gelben Notizzettel,

den sie knapp vor ihrem Tod angeheftet hatte: „So wie Menschen ihren Wein trinken, so reden sie auch miteinander. Die einen sind bedächtig dabei, die anderen voller Hast und ohne Respekt vor dem Gegenüber.“

Er nahm sich vor, gleich am Morgen so lange im Garten auf und ab zu gehen, bis er endlich etwas empfinden würde. Er musste ja nicht gleich Gärtner werden, aber Blumen- oder Weinliebhaber wäre doch schon ein guter Anfang.

„Spaziergänger zwischen den Welten“ erschien in der Literaturzeitschrift Entladungen der Arbeitsgemeinschaft Autorinnen zum Thema „Raus ins Grüne“ (06/2018), ISSN 1814-6104.